

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher. (Fortsetzung.)

13.

Es war an einem Samstagabend. Frau Lambert und Gretchen legten Blumen und Werkzeuge beiseite, um sich hinauf in ihre Wohnung zu begeben.

„Es werden nun wohl bald die letzten Kränze sein, die Du mit uns flechtest!“ sagte die erstere plötzlich und legte den Arm leise um die Tochter. „Nun, da Deine Verlobung gefeiert ist, wird es der ungeduldige Bräutigam eilig mit der Hochzeit haben und Dich mit sich fortnehmen hinüber in die neue, in seine Welt. Ich bleibe dann allein hier unter meinen Totenkränzen, nur getröstet von dem Gedanken, daß Du ja glücklich geworden bist!“

„O Mama, mit der Hochzeit hat es wohl noch ein bischen Zeit — ich bleibe noch recht, recht lang bei Dir, da Du uns ja doch nicht folgen willst übers Meer hinüber!“

Befremdet betrachtete Frau Lambert des jungen Mädchens liebliches, leicht gesenktes Gesichtchen. „Es hat Zeit, Gretchen — hat er Dir das gesagt, Dein Bräutigam?“

„O nein!“ erwiderte sie und ein mattes Lächeln umspielte ihre rosigen Lippen. „Der freilich möchte das Heiraten am liebsten mit zehnfacher Dampfkraft betreiben. Ich bin's, die zurückhält, gerade weil ich Dich durchaus nicht allein hier zu lassen gedenke, Mütterchen!“

„Wie meinst Du das, ich verstehe Dich nicht, Kind!“

Gretchen schlang beide Arme um den Hals der Mutter und küßte sie herzlich.

„Sollst mich auch jetzt noch nicht begreifen. Ich arbeite an Deinem Lebensglück und Erich hilft mir dabei!“

Wie ein tiefer Schatten senkte sich's über Frau Lamberts ernste Züge. Sie hob die Hand und deutete durch die offene Ladenthüre auf das weite Totenfeld hinüber.

„Kind, ich bin fertig mit der Welt, deren Freud und Leid. Mir bleibt nur noch der stille, kurze Weg zu jenen friedenspendenden Gefilden!“

„Du darfst aber keine so traurigen Gedanken haben. Du bist noch jung und bist noch immer meine schöne, stattliche Mama. Du mußt wieder froh werden und ich will Dich dazu machen —“

Frau Lambert streichelte liebevoll Gretchens weiches, welliges Goldhaar.

„Ich bin es schon, meine Tochter, da ich Dich in der Hut eines edlen, gut situierten Mannes zurücklasse!“

„Nein, so ist's nicht gemeint, meine süße Mama. Für Dich selber sollst Du wieder glücklich sein, nachholen, was Du versäumt hast in diesen langen Jahren an schönen, innigen Freuden des Herzens. Ich habe Hoffnungen, Mama, ach so liebe, entzückende Hoffnungen. Ehe ich scheide aus Europa, möchte ich — meine Eltern neu vereinigt sehen!“

Heftig machte sich Frau Lambert aus der Umarmung ihrer Tochter los. Ein düsteres Feuer glühte in ihren Augen, abwehrend streckte sie beide Hände aus.

„Woran rührst Du mit so frevelhaftem Leichtsinn, Mädchen? Habe ich mich deshalb so redlich bemüht, zu vergessen, die Erinnerungen zu ersticken die lange Zeit her, damit mein eigen Kind die kaum geschlossene Wunde wieder aufreißt und zum Bluten bringt?“

„Nur um sie dann gründlich und für immer zu heilen!“ fiel Gretchen mit bittend gefalteten Händen ein. „Liebe, liebe Mama, verhärte Dich nicht wieder in dem alten, unbarmherzigen Groll. Du kannst ja doch nicht an seine Schuld glauben, es ist unmöglich. Sieh', was war ich damals für ein kleines, unverständiges Kind. Und dennoch ist der Ton der Wahrheit in meiner Seele geblieben, mit dem er mir zurief: Ich bin unschuldig. Ich habe Deiner Mutter nichts zu leide gethan!“

„Schweig', ich will nichts hören!“ rief Frau Lambert strenge. „Du warst mir immer ein liebes, gutes Kind. Mache nicht, daß ich dies heute durch Deine unzeitigen und nutzlosen Mahnungen an die Vergangenheit vergesse!“

Gretchen hielt die Mutter, welche rasch die Wendeltreppe hinaufeilen wollte, flehend am Arme fest.

„Nein — ich kann nicht schweigen, Mutter. Verzeihe mir's. Ich spreche ja für meinen Vater und zu Deinem eigenen Heil. Sieh', seit ich Erich liebe, so innig, so treu, seitdem erst ahne ich's, wie Dir zu Mute sein mußte, als Du Deinen Gatten verloren gegeben hast auf so herbe, traurige Weise. Und ich weiß, daß Du an ihn denkst, Dich mit ihm beschäftigst Tag und Nacht. Dein Kind hat Dich beobachtet. Wie Du trübe wegblicktest, wenn eine glückliche Familie an uns vorüberging. Wie Du heimlich ein gewisses Bild betrachtetest, wie Du jene vergilbten Briefe immer wieder lesen konntest, die alle mit dem Namen „Rudolf“ unterschrieben sind und wie sich Deine Augen dann mit Thränen füllten. Ich habe das alles gesehen, Mutter, aber niemals wagte ich, mit Dir darüber zu sprechen, Du wurdest ja so bitterböse, wenn ich irgend eine Erinnerung an meinen Papa in Dir aufwecken wollte. Jetzt erst lasse ich mich nicht mehr zurück-



Schloß Ambras bei Innsbruck. (Mit Text.)

schrecken durch Dein Zürnen, denn Erich und ich, wir bedürfen ja Deines Beistandes bei unseren Plänen!"

„Bei euren Plänen, ihr thörichten, unbedachten Kinder? Und darf ich diese erfahren?" rief Frau Lambert, mit der inneren Erschütterung kämpfend, die sie vergebens zu besiegen und zu verhehlen strebte. „Warum laßt ihr es euch nicht genügen, euer junges Glück? Wozu wühlt ihr in dem Staub der Vergangenheit? Nehmt euch in acht, daß eure Zukunft nicht grau damit umzogen wird!"

„Ich wag' es auf diese Gefahr hin, Mutter. Denn kann ein Kind wirklich glücklich sein, das seine Eltern unglücklich und uneinig weiß? Glaubst Du, daß der Gedanke nicht gleich einer schweren Last auf meiner Seele, auf allen meinen Freuden liegt: „Du hast noch einen Vater, wenigstens kannst Du es so annehmen und Du weißt nichts von ihm. Er ist vielleicht arm und Du vermagst ihm nicht zu Hilfe zu kommen. Er ist vielleicht krank und Du darfst ihn nicht pflegen. Und wenn seine letzte Stunde naht, wirst Du nicht bei ihm sein, um ihn zu trösten und seine müden Augen zu schließen. Vielleicht auch zählt er schon, von Gram und Elend aufgerieben, zu den Toten und Du weißt nicht, wo seine Grabstätte ist, kannst sie nicht mit Blumen schmücken, keine Thräne darauf weinen. Nein, Mutter, ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger, durch die meine Kindheit, meine erste Jugend eine freudlose war. Bisher bin ich ein armes, hilfloses Geschöpf gewesen, ich vermochte nichts, als mich heimlich um den Vater zu grämen und zu quälen. Erichs Liebe aber macht mich stark. Mit ihm vereint, werde ich das Ziel meines heißesten Wunsches erreichen: Gewißheit über das Los meines Vaters. Von Dir aber verlange ich, daß Du mir alles sagst, wodurch uns seine Auffindung erleichtert werden kann. Verzeih, aber ich fordere dies als mein geheiligtes Recht. Jedes Kind darf und muß nach seinem Vater fragen!"

Frau Lambert wendete sich mit blassem, starrem Gesichte von der Tochter ab. „Thue, was Du nicht lassen kannst. Wende Dich an den früheren Berufsgenossen und Freund Deines Vaters, den Notar Hentzl. Er wird Dir wohl Auskunft geben können. Ich — ich will nichts hören von Deinem Vater. Verurteile nicht Deine Mutter, Du kannst nicht wissen, wie der Zweifel thut an dem Liebsten auf Erden. Dagegen hilft nichts als gewaltsames, absichtliches Verstocken gegen weicher stimmende Erinnerungen. Vergessen darf und will ich nun endlich, das ist mein Recht. Geh' — laß mich allein. Ich werde auch das tragen, wie ich anderes getragen habe und Schwereres!"

Frau Lambert drängte die weinende Tochter energisch von sich und eilte fort, hinauf in das Wohnzimmer.

Gretchen blieb allein zurück; sie verschränkte die zarten Finger über der Brust, wie zu einem stillen Gebete. Nun hatte sie's erreicht, was sie wollte. Sie wußte, an wen sie sich wenden konnte um Mitteilungen über das Los ihres Vaters. Sie flehte voll heißer Inbrunst den Himmel an, daß es nichts Trauriges sein möge, was ihr zu erfahren bevorstand.

Ruhe ließ es ihr nun keine mehr; es war ihr zu Mute, als könnte jede versäumte Minute sie um das unsägliche Glück bringen, ihren Vater wiederzusehen. Noch am selben Nachmittage erbat sie von der Mutter die Erlaubnis, für einige Stunden ausgehen zu dürfen. Frau Lambert begriff sogleich, wohin ihre Tochter gehen würde. Sie nickte schweigend mit dem Kopf und sah still zu, wie sich Gretchen ankleidete. Dem lieblichen Mädchen zitterten die Hände und glühten die Wangen. Lust und Pein, jäh zwischen Hoffnung und Furcht schwankende Erwartung beklemmte ihr den Atem. Bald leuchteten ihre Augen unter dem Strahl eines wonnigen Lächelns und bald füllten sie sich jäh mit unaufhaltsamen Thränen.

Sie näherte sich der Mutter, um Abschied zu nehmen. Frau Lambert hatte das unbegründete Zürnen, die ungerechte Aufwallung gegen die Tochter nun wieder überwunden. Sie faßte Gretchens zartes, volles Gesichtchen zärtlich zwischen ihre beiden Hände und küßte mehrmals die tiefblauen Sternenaugen, die süßen, taufrischen Mädchenlippen.

„Ich segne Dich, mein Kind. Möge Dir kein Unheil aus diesem Gange erwachsen!"

Gretchen schüttelte unter Thränen lächelnd das blonde Haupt.

„Ich trete einen guten Weg an, Mutter. Das vierte Gebot unseres Schöpfers giebt mir treu behütend das Geleite!"

Der Notar Hentzl wohnte in der Wiedner Hauptstraße. Gretchen nahm die Pferdebahn, um dem Menschengewühle zu entgehen, das sie nicht so allein zu durchkreuzen gewohnt war. Sie fand das Haus des Notars ohne Mühe, da ein Blechschild mit seinem Namen am Thore leuchtete. Die Kanzlei befand sich zu ebener Erde. Ein Diener fragte höflich nach ihrem Begehren und führte sie hierauf in ein kleines Kabinett, dessen Einrichtung in einem umfangreichen Schreibpult, einem Glasschrank mit großen Foliobänden und einigen Rohrstühlen bestand.

Sie befand sich kaum fünf Minuten allein in diesem Raume, als Notar Hentzl zu ihr hereinkam und sie mit einem Ausruf des Erstaunens begrüßte.

„Gretchen Lambert! Und wie erwachsen ist man geworden und wie bildsauber. Und wie Du ähnlich bist, Kind, Deinem —"

Er stockte und schlug sich auf den Mund.

„Ja so — davon sollst Du ja nichts hören!"

Gretchen erhob bittend die gefalteten Hände.

„O doch, o doch, Herr Hentzl. Gerade um von meinem Vater zu hören, bin ich hergekommen zu Ihnen!"

Der alte Herr sah sie mit einem unsicheren Blicke seiner runden, hervorstehenden Fischäuglein an.

„Hm — das ist was Neues. Wo ist denn Deine Mutter, Kind? Und wer hat Dir denn gesagt, daß ich etwas weiß über Deinen Vater? Du bist wohl auf heimlichen Wegen hier, gelt, mein Gretchen?"

„Nein — die Mutter hat mir erlaubt, Sie nach meinem Vater zu fragen!"

Der Notar sprang lebhaft von dem Stuhle auf, den er neben seiner jungen Besucherin eingenommen hatte.

„Hat sie's erlaubt. Endlich — endlich. Ist sie zur Einsicht gekommen, daß es Sünde und Schande ist, nicht nur an dem eigenen Mann zu zweifeln, sondern ihm auch die Nähe und Liebe seines einzigen Kindes vorzuenthalten?"

„Nicht sie ist leider zur Einsicht gekommen!" erwidert das junge Mädchen mit traurig gesenktem Haupte. „Ich habe mir mein Recht erkämpfen müssen, endlich zu erfahren, was aus meinem Vater geworden ist. Da sagte mir die Mutter, daß wohl Sie es wissen werden. Und da komme ich nun vertrauensvoll und doch bang zu Ihnen. Nicht wahr, Sie werden mir nichts verhehlen, nicht wahr, Sie helfen mir, den Vater wiederzufinden, wenn er — wenn er noch lebt?"

„Du süßes Goldkind, freilich lebt er und ich hoffe, unser Weltherr und Schöpfer wird ihn nicht eher sterben lassen, als bis ihm Genugthuung geworden ist für sein langes Leiden und für das Entbehren jeder Daseinsfreude!"

„Wo — wo ist mein Vater?" fragte Gretchen mit stockendem Atem. „Kann ich ihn bald erreichen, ihn umarmen und ihm sagen, daß die letzten Worte, welche er vor unserer langen Trennung zu mir gesprochen hat, lebendig geblieben sind in meiner Seele, daß ich an ihn glaube, voll und ganz und ohne Rückhalt?"

„Ohne weiteres kann ich Deinen Wunsch nun freilich nicht erfüllen, mein liebes Herz!" entgegnete der Notar, während er unruhig das seidene Käppchen auf seinem kahlen Scheitel hin und wieder rückte. „Ich habe geschworen, den Aufenthalt Deines Vaters niemanden zu verraten, so lange seine Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht völlig klar geworden ist. Ich muß ihn nun fragen, ob ich zu Deinen Gunsten eine Ausnahme machen und das Gelübde des Schweigens verletzen darf."

Lebhaft ergriff das junge Mädchen die beiden Hände des Notars. Ihre Lippen flüsterten hastig und tonlos: „Und wann kann ich eine Antwort haben?"

„Bald — morgen früh — vielleicht noch heute abend. Ich sehe ja, daß Du nicht lange warten magst!"

„So — so ist er nicht weit entfernt — so kann ich ihn bald — vielleicht schon morgen sehen? O Gott — wie mein Herz klopft, als ob es zerspringen wollte. Sagen Sie rasch, nicht wahr, ich darf morgen meinen Vater sehen!"

„Nur nicht so hitzig voran, mein Kind!" beschwichtigte der Notar lächelnd das aufgeregte Mädchen. „Die Entscheidung darüber hängt nicht von mir, sondern von Deinem Vater ab. Ich hoffe aber, sie wird Dir günstig sein. Kommt Dein Wunsch doch seiner heißesten Sehnsucht entgegen!"

„Mein Vater denkt an mich?" fragte Gretchen mit zitternder Stimme.

„Täglich, stündlich, liebes Gretchen! Er sah Dich zuweilen, ohne daß Du es ahntest!"

„Und wie — wie sieht er aus — wie lebt er? O, daß ein Kind so gar nichts von seinem Vater wissen kann!"

Mit tiefem Ernste erwiderte der Notar: „Ihm fehlt nichts als die Ehre, die Rechtfertigung vor der Welt — und vor Deiner Mutter. An diesem Mangel aber trägt er schwer genug. Du wirst ja wohl mit eigenen Augen Dich überzeugen dürfen, wie's ihm geht. Begieb Dich jetzt nach Hause. Noch ehe es Nacht wird, sollst Du Deines Vaters Antwort haben!"

Das junge Mädchen trat nach heißen Danksagungen den Rückweg an. Was für Stunden der Erwartung, der Angst, der Sehnsucht, der süßesten Hoffnung verlebte sie nun. Frau Lambert that keine Frage, und sie selbst besaß nicht den Mut, von dem zu sprechen, was ihr bevorstand. Sie wollte der Mutter nicht wieder wehe thun, indem sie ihr verriet, wie glühend sie das Wiedersehen mit dem geliebten Vater begehrte.

Abends waren auch wieder Grabkränze zu winden aus getrockneten Blumen, zum Vorrat für den langsam heranrückenden Allerseelentag. Gretchen blickte während dieser Arbeit unzählige Male spähend nach der offenen Ladenthüre, sie zuckte heftig zusammen, wenn sich Schritte näherten, sie wurde in jähem Wechsel bleich und rot, so oft ein Käufer das Gewölbe betrat. Immer meinte sie, es müsse der Bote des Notars Hentzl sein.

Schon hatte es neun Uhr geschlagen auf der Uhr der Friedhofskirche. Es war dies die Zeit, in welcher Frau Lambert das Geschäft zu schließen pflegte. Gretchen, die ihre bange Erwartung nicht länger zu bemeistern wußte, trat an den Ladeneingang, um Luft zu schöpfen. Das heftige Klopfen ihres Herzens drohte ihr Atem und Besinnung zu rauben.

Die Mutter folgte ihr mit bekümmertem Gesichte. „Was fehlt Dir denn, Gretchen? Du siehst ja zum Erbarmen bleich aus!"

Da — endlich — endlich — das zitternde Mädchen brauchte nicht Antwort zu geben. Ein junger Mensch betrat den Laden, mit einem versiegelten Briefe in der Hand. „Für Fräulein Margarete Lambert!"

Frau Lambert mußte ihrer Tochter, die keines Wortes fähig war, zu Hilfe kommen. „Es ist gut! Wird Antwort erwartet?"

„Nein — nur soll ich den Brief in Fräulein Lamberts eigene Hände geben!"

„Dies hier ist Margarete Lambert, meine Tochter. Sie können ruhig sein, Ihr Auftrag ist richtig besorgt!"

Der junge Mensch entfernte sich.

Gretchens Finger hielten krampfhaft den Brief umklammert. Sie schwankte damit zur Gaslampe hin und löste in fliegender Hast das Siegel. Ein Freudenlaut entschlüpfte ihren Lippen, als sie kaum einen Blick auf den kurzgefaßten Inhalt geworfen hatte. Aber die Erschütterung, die jähe Erfüllung einer lang und heimlich genährten Sehnsucht stürmte zu mächtig ein auf die zarte Mädchenseele. Laut aufschluchzend, aber doch mit einem seligen Lächeln sank Margarete in die Arme ihrer herbeieilenden Mutter.

In dem Briefe aber war zu lesen:

„Liebes Gretchen. Erwarte mich morgen um acht Uhr früh. Ich komme mit einem Wagen, um Dich abzuholen zu — Deinem Vater.

Robert Hentzl."

14.

Weit draußen in Oberdöbling, dem beliebten Sonntags-Ausflugsort der Wiener, stand ein kleines, gartenumgebenes Haus mit einem spitzigen Giebeldache und grünen Fensterläden, ein enges, nach außen abgeschlossenes Reich für sich. Eine hohe Mauer schützte den Bewohner vor den neugierigen Blicken jedes Vorübergehenden und ein stets versperrtes Gitterthor verwehrte Unberufenen den Eintritt.

In dem Hause, welches nur vier mäßiggroße Zimmer umfaßte, wohnte ein gebeugter, lebensmüder Mann. Wer hätte in der beinahe greisenhaften Gestalt mit dem silbern schimmernden Haupthaar und dem gleichfalls grau gewordenen Barte den einst so strammen, frohmütigen Rudolf Lambert erkannt? Er hätte sich nach so vielen leidensvollen Wanderjahren wieder ganz offen und unbesorgt zeigen können in seiner Heimat; selbst seine einst vertrautesten Freunde wären gewiß ahnungslos und gleichgültig an ihm vorübergegangen, so wenig glich er seinem früheren „Ich". Nur seine Augen waren es doch noch, diese warm und treuherzig blickenden Augen, jetzt freilich verschleiert und um jeden Glanz gebracht durch so viele schlaflose Nächte und heimlich zerdrückte Thränen.

Gar weit war er inzwischen herumgekommen in der Welt. Frankreich, Italien und die Schweiz hatte er durchwandert; es schien ihm das freiwillig gewählte Exil leichter zu ertragen, wenn er durch öfteren Wechsel des Ortes und der Verhältnisse seiner inneren Unruhe nachgab, die ihm nicht Rast und Frieden gönnte, die ihn um so heftiger anfiel, je stiller und einförmiger seine äußere Umgebung war.

Es war ihm nicht schwer geworden, Beschäftigung und Verdienst zu finden. Lieh er doch die Dienste seines ungewöhnlichen Verstandes und seiner hervorragenden Kenntnisse für so geringen Lohn, nur um das Leben zu fristen und neues Wandergeld zu sammeln. Er arbeitete in Paris bei einem berühmten Advokaten, der ihn vergebens durch glänzende Versprechungen zu fesseln suchte. In Italien besorgte er die deutschen Korrespondenzen eines großen Handlungshauses. Die Schweiz sah ihn sogar als Journalisten; seine Feuilletons fanden Beifall, die besten Blätter bemühten sich, ihn als Mitarbeiter zu gwinnen. Aber alle diese provisorischen Thätigkeiten widerten ihn an, nachdem er ihnen eine Zeitlang obgelegen. Ihm war gleichsam die Lebensader durchschnitten. Er kam sich selber vor wie ein wesenloser Schatten, dazu verurteilt, ziel- und zwecklos über dem Grabe seines eigenen „Ich" zu schweben. Und rastlos zog er wieder weiter, als könnte er den Gedanken entfliehen, die ihn marterten, den unverwischbaren Erinnerungen, der gramvollen Sehnsucht nach dem, was er verloren hatte und dem brennenden Gefühle seiner bürgerlichen Entehrung. Er alterte rasch und weit vor der gewöhnlichen Zeit des menschlichen Verfalles. Sein Haar erbleichte, seine Schläfe sanken ein und tiefe Furchen gruben sich in sein Gesicht. Ihn freute die Verwüstung, welche Kummer und innere Pein an seiner äußeren Gestalt vollzogen. „Wenn ich gar nicht mehr dem Lambert von einst gleiche, wenn niemand den gebeugten, weißhaarigen Greis erkennen kann, dann darf ich endlich wieder die Orte aufsuchen, an denen ich jung und glücklich war, darf meine geliebte Heimat wiedersehen und sie, Marianne, die nicht Glauben und Vertrauen in mich hatte. Und mein Kind, mein süßes, einziges Kind, mein blondes Gretchen. Nur von ferne, ganz von ferne will ich die beiden sehen, die den Gatten und Vater vielleicht längst vergessen haben!"

Dieser Gedanke trieb den müden Wanderer endlich mit gebieterischer Gewalt in sein Vaterland zurück. Mit einem einzigen seiner Wiener Freunde, mit dem Notar Hentzl war er in Korrespondenz geblieben, bei dem er auch seiner Zeit das Kapital für Frau Lambert deponiert hatte. Diesem vertraute er nun seine Absicht heimzukehren an und bat ihn, ein kleines Haus außerhalb Wien für ihn zu mieten, wo er völlig allein und abgesondert leben und dabei von Zeit zu Zeit seine verlorenen Lieben sehen konnte, wenn auch von ihnen ungeahnt, wenn auch nur, wie der erste beste Fremde, von ferne.

So war Rudolf Lambert zum Bewohner des kleinen, einsamen Hauses in Döbling geworden. Er lebte von dem Ertrage juristischer Arbeiten, die er durch Hentzls Vermittlung erhielt. Den Haushalt besorgte ihm eine alte, halbtaube Dienerin, die gleich ihm keinerlei Bedürfnis empfand, irgend einen Verkehr mit der Nachbarschaft anzuknüpfen. Nur wenige Male hatte er während voller zweier Jahre die Grenzmarke seines stillen Asyles überschritten, wenn er dahin ging, wo er verstohlen an schönen Sommerabenden seine Frau und seine Tochter auf dem Balkon ihrer Wohnung beobachten konnte. Aber viel zu mächtig hatte ihn dieser Anblick erschüttert, zu schmerzhafte Erinnerung und Sehnsucht in ihm aufgeregt, als daß er seiner ohnehin schwankenden Gesundheit eine ofte Wiederholung einer so tief eingreifenden Aufregung zumuten durfte. Er mußte sich mit den Nachrichten begnügen, die ihm zuweilen der Notar Hentzl brachte über Frau Lambert und Gretchen.

Welche unerwartete Freude war es nun für ihn, als ihm Hentzl eines Tages Gretchens mutigen Entschluß ankündigte, ihn aufzusuchen gegen den Wunsch und Willen der Mutter, getrieben von treuer Kindesliebe, von dem vollen, starken Glauben an seine Schuldlosigkeit.

Lambert empfing die schöne, hoffnungsreiche Kunde, wie einer, der durch langes Elend es gar nicht mehr zu fassen vermag, daß auch auf ihn endlich ein Glückstrahl herniederleuchten soll aus dem finster umzogenen Horizonte seines Lebens. Er sah Hentzl unsicher, ungläubig an, bis dieser Gretchens hochherzige Reden Wort für Wort getreulich wiederholte. Dann aber hielt die Freude, ein fast übermäßiger Jubel Einzug in die gedrückte, vom Schicksal mißhandelte Mannesseele. Lambert weinte und schluchzte gleich einem unmündigen Knaben. Der Notar Hentzl verließ den Aufgeregten und rastlos Fragenden erst gegen Abend. Daher die Verzögerung seiner Botschaft an Gretchen.

Für den nächsten Morgen hatte Hentzl seinem Freunde den heißersehnten Besuch der Tochter fest versprochen.

Und dieser Morgen brach endlich an für Rudolf Lambert, nach einer unter beinahe erstickenden Freudenbeklemmungen durchwachten Nacht. Er setzte sich wartend draußen auf die Bank vor dem Hause, obwohl er genau wußte, daß noch Stunden zu verstreichen hatten, ehe der Wagen vor dem Gitterthore halten, ehe Gretchen, sein süßer, blonder Engel, mit offenen Armen auf ihn zueilen würde. Röte und Blässe wechselten häufig auf seinem Gesichte. In seinen Adern brannte die Fieberglut unruhiger Erwartung. Arme Menschen, die so ungeduldig hindrängen nach dem Augenblicke ihres höchsten Glückes. Als ob neben dem Gipfel nicht hart der Abgrund läge, als ob das Herz sich lange behaupten könnte in der Sinneserhebung einer übermäßigen Wonne. Genießt ihn doch voll aus dem süßgefüllten Becher einer schönen Erwartung. Die schwache Menschenseele erlahmt ja und sinkt in sich selber zusammen, nachdem sie das glühend Ersehnte erreicht und genossen.

Auch für Lambert verging die Zeit des Harrens, des ungeduldigen, süßen Erwartens einer großen Freude. Das Rollen eines Wagens drang endlich an sein Ohr. Sie mußten es wohl sein, Hentzl und Gretchen, wer sollte sich sonst mit einem so rasch daherbrausenden Gefährte an diesen abgelegenen Ort verirren? Lambert versuchte es, sich zu erheben, ihnen entgegenzugehen. Aber hilflos sank er wieder auf die Bank zurück. Seine Zähne schlugen hörbar zusammen; wie aus weiter Ferne vernahm er das langsamere Fahren und endlich das Anhalten des Wagens. Vor seinen Augen webten und wallten leichte Nebelschleier, durch die er eine jugendlich elastische Gestalt auf sich zueilen und sich zu seinen Füßen in die Kniee werfen sah.

Erst als eine liebe, vor Erschütterung bebende Stimme rief: „Vater, o mein armer, geliebter Vater!", erst als zwei weiche Arme seinen Hals umklammerten, kamen ihm Kräfte und volles Bewußtsein wieder. Er beugte sich, hob die Weinende an seine Brust und erstickte sie fast mit seinen zärtlichen, stürmischen Liebkosungen.

Dann ließ er sie neben sich niedersetzen, streichelte ihre blonden Haare zurecht, die er in Unordnung gebracht hatte, betastete ihre Hände, ihre Kleider und nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen.

Gretchen schmiegte sich zärtlich, vertrauensvoll an ihn mit Augen voll Thränen und selig lächelndem Munde. Da hatte sie ihn wieder, den Abgott ihrer Kindheit, den Unvergessenen, den schmerzlich Entbehrten. Sie fand auch unter den entstellenden Runzeln die teuren, geliebten Züge des Vaters heraus, dessen Bild aus ferner Kindheit zu ihr herüberdämmerte. Sie spiegelte sich freudetrunken in den guten, blauen Augen, die den ihren so ähnlich waren und küßte die lieben Hände, die einst so oft wie segnend über ihr Köpfchen hingestrichen hatten.

Sie hatten sich so viel zu erzählen aus neuen, sich an so vieles zu erinnern aus alten Zeiten. Der Vater mußte Bericht geben von seinen Leidens- und Wanderjahren — die Tochter sollte alles mitteilen, was sie gethan und erlebt während der langen Trennung. Sie hatte auch — unter reizendem Erröten — ihre junge Liebe einzugestehen, ihre kürzlich vollzogene Verlobung.

Und Rudolf Lambert legte segnend die Hand auf das Haupt seines schönen Kindes — doch seinen Lippen entfloh ein schmerzlicher Seufzer. Ja, da war er schon, der Wermutstropfen auf dem Grunde des geleerten Glücksbechers, der Wermutstropfen, mit dem das Schicksal verhindern will, daß wir Menschen Götterfreuden genießen.

„Ach, Deine Mutter ist nicht bei uns, wird niemals zu mir kommen!"

Und Gretchen senkte traurig den Kopf. Ein schwarzer Schatten lagerte sich über die kaum mit so heißer Wonne Neuvereinten. Ein anspruchsvolles, unersättliches Ding ist's, das Menschenherz. Kaum ist ihm ein

Wunsch erfüllt, so präsentiert es dem Schicksal sofort einen andern, wie Kinder rasch nach einem zweiten Spielzeug greifen, nachdem sie das erste untersucht und verdorben haben. An wem aber liegt die Schuld — an dem Herzen oder an demjenigen, der es so freudengierig, so unzufrieden geschaffen? Vielleicht auch soll und muß es nun einmal so sein und ist am besten so. Vielleicht würde das große, bunte, reiche Weltgetriebe erlahmen und stocken ohne diesen ewigen, rastlosen Kreislauf von Verlangen und Erhalten, Kämpfen und Erringen, Fallenlassen und Neubegehren.

Gretchen fragte endlich leise, mit beinahe versagender Stimme: „Du hast also gar keine Hoffnung, Dich reinigen zu können von jener furchtbaren und unsinnigen Beschuldigung? Gar keine?"

„Gar keine!" erwiderte er trübe. „Hentzl erwartet noch irgend einen Zufall, eine Art Wunder, was weiß ich. Mir erscheint das thöricht nach so langen Jahren, jetzt da alle Spuren verwischt sein müssen, die vielleicht einst zur Entdeckung des Schuldigen hätten führen können. Nein, ergieb Dich darein, mein liebes, edles Kind. Mein Los ist besiegelt. Mein Leben wird und soll enden in dieser Einsamkeit, die mich umgiebt. Schon genug ungehoffter Trost ist es für mich, wenn Du zuweilen zu mir kommen, mir das Glück Deines Anblickes gewähren willst!"

Gretchen barg laut aufweinend ihr Gesicht an der Brust des unglücklichen Mannes. „Wie unendlich traurig ist es doch, daß uns so gar keine Hoffnung bleibt auf Deine Ehrenrettung. Auch um meiner Mutter willen. O glaube mir, auch sie leidet. Und vielleicht fast ebenso sehr wie Du. Sie denkt noch immer in alter, treuer Liebe an Dich, nur vermag sie den Zweifel nicht zu überwinden. Deshalb will sie nichts hören von Dir. Sie bemüht sich, ihre Erinnerungen zu ersticken und kann Dich doch nimmer, nimmer vergessen!"

Wie lange die beiden wohl geschwelgt und sich wieder gequält hatten durch das Wühlen in der Vergangenheit?

Herr Hentzl, der sich bis jetzt diskret im Hause aufgehalten hatte, erinnerte durch sein Herzutreten an das Verfließen der Zeit, an die Notwendigkeit einer neuen Trennung.

Rudolf Lambert verlor alle Fassung. — Ein konvulsivisches Zittern befiel ihn. Gretchen suchte ihn durch das Versprechen zu trösten: „Ich komme bald wieder, Väterchen. Sei getrost, wie es auch jetzt noch kommen mag, Du bist nun nicht mehr allein. Es steht neben Dir, mit treuer, inniger Liebe, Deine Tochter!"

Sie küßte ihn auf die blassen, eingefallenen Wangen und machte sich dann los, die Qual des Abschiedes zu kürzen. Vom Wagen aus winkte sie noch oft mit der Hand nach ihm zurück; sie sah, wie der gebeugte Mann ihr weinenden Auges nachblickte, als entschwände ihm seine letzte Hoffnung, sein Stern, sein Alles auf Nimmerwiederkehr.

Die Fahrt nach Hause wurde schweigend zurückgelegt; Herr Hentzl wollte das erschütterte Mädchen nicht stören in ihrem tiefen Nachsinnen.

Als sie, vor ihrer Wohnung angelangt, ausstieg und ihm mit herzlichen Worten dankend die Hand zum Abschied reichte, da sagte er freundlich: „Wenn Du wieder meines Wagens und meiner Begleitung bedarfst, ich stehe jederzeit zur Verfügung eines braven, lieben Menschenkindes, das sein Herz so auf dem rechten Flecke hat wie Du!"

(Fortsetzung folgt.)



Was fehlt Dir, Großmutter? Gemalt von H. Plathner. (Mit Text.)

Soll ich Sie nehmen?

Aus den Papieren eines verbissenen Junggesellen.

Humoreske von T. Schmidt. (Nachdruck verboten.)

Wenn ich sage, daß ich Junggeselle aus Ueberzeugung bin, so ist das nicht genug gesagt; ich bin es auch aus Leidenschaft, aus Schwärmerei, aus Enthusiasmus! Alberne Menschen haben behauptet: vor allem aus Rache; das ist aber gelogen! Ich mich an dem schwächlichen, unbedeutenden Geschlecht der Weiber rächen! Bah! —

Achtundfünfzig Jahre lang ist es mir gelungen, die verschiedensten Ehestandsklippen glücklich zu umsteuern, und in eine Unzahl von Schlingen — nicht hineinzufallen; und deshalb darf ich wohl mit Sicherheit die Ueberzeugung aussprechen, daß ich auch jetzt nicht mehr untergehen werde.

Man komme mir mit dem Edelmut, der Selbstlosigkeit der Frauen! Lächerlich! Ich behaupte, daß die Frau alle Schwächen und Thorheiten des Mannes in noch weit höherem Maße besitzt als er, ohne sich dabei seiner Energie, seiner Thatkraft, seiner Geistesstärke rühmen zu können. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wenn's mir jemals eingefallen ist, mich mit einem weiblichen Wesen in eine Unterhaltung einzulassen, ihr entweder mein Thema gänzlich ein „böhmisches Dorf" war, oder ihre Ansicht darüber windschief und schwankend wie eine Wetterfahne!

Ich entsinne mich, daß ich einmal in der Tanzstunde meine Dame von einer höchst interessanten trigonometrischen Aufgabe unterhielt, und als dann die Pause vorbei war, war sie eingeschlafen. Das genügt wohl! —

Der Leser möge mir das Eingehen auf solche Unannehmlichkeiten vergeben; aber einer meiner Bekannten hat soeben wieder einmal einen Bekehrungsversuch angestellt; da muß ich meinem Herzen Luft machen, sonst bekomme ich Magendrücken. Um mich indessen nicht weißer zu brennen, als ich von Natur aus bin, muß ich hier das Bekenntnis ablegen, daß ich trotz alledem und alledem beinahe einmal „angebissen" hätte. Ja, und um meine Selbstlosigkeit zu beweisen, will ich auch die Geschichte dieser Schwachheit im Interesse meiner Mitjunggesellen hier wahrheitsgemäß niederschreiben, obgleich ich mich im allgemeinen nicht gern daran erinnere. Einleitungsweise sei hier noch bemerkt, daß ich ein ganz beträchtliches Vermögen besitze, ein Umstand, der die Zahl meiner Anfechtungen und der mir gestellten Fallen selbstverständlich noch vermehrte. Es dürfte dies ein Grund sein, der in den Augen verständiger Beurteiler etwas zur Entschuldigung meiner Schwäche in dem einen Falle beitragen wird. All meine Freunde und intimeren Bekannten sind und waren von jeher mit meinen Ansichten vertraut, und hüteten sich deshalb, mich jemals gleichzeitig mit Damen in ihr Haus zu laden. Wenn ich eine Einladung erhalte, so erkundige ich mich nie genauer nach der übrigen Gesellschaft, sondern nehme es als selbstverständlich an, daß ich nur mit Herren zusammentreffe. Diese kleine Rücksichtsnahme erwarte ich eben von Leuten, die das Vergnügen meines Umgangs genießen wollen. — Doch nun zur Sache.

Es sind jetzt etwa zwanzig Jahre her, als das Schreckliche sich zutrug, das jetzt die Oeffentlichkeit schaudernd erfahren soll! Es war im Herbst,

als ich von einem meiner Freunde eine Einladung erhielt, vier Wochen auf seiner Besitzung zuzubringen. Gewohnheitsgemäß nahm ich die Einladung an, und erfreute ihn zur bestimmten Zeit durch meine Ankunft. Man stelle sich aber mein Entsetzen und meine gerechte Entrüstung vor, als ich bei der ersten Mittagstafel mit zwei Damen zusammentreffe, die offenbar ebenfalls Gäste des Hauses sind. Und noch dazu junge Damen.

Das Diner — es wurde im Hause meines Freundes vorzüglich gespeist — das Diner widerstand mir förmlich. Ich war erbittert auf



Beim Gewehrreinigen. Nach dem Gemälde von Fr. Neumann. (Mit Text.)

meinen Freund, und trotzdem unentschlossen, was zu beginnen sei. Die Jagd war eröffnet, ich ein passionierter Jäger, dazu der weit und breit berühmte Weinkeller meines Freundes — dieses perfiden Menschen.

Die mir gegenübersitzende „Weiblichkeit" war eine Modedame in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Ich zitterte, als ich das reich drapierte und dabei doch duftig zarte, helle Gewand bemerkte, das ihre Gestalt in verführerischster Weise umschloß. Solche Gazewolken und Spitzenhüllen sind die wahrhaften Schlupfwinkel des leibhaftigen Satans. Und nun kam noch hinzu, daß ich bei einem verstohlenen Hinüberblinzeln bemerkte, die in jene tausenderlei Unaussprechlichkeiten gehüllte Evastochter sei schöner als die meisten ihrer Schwestern. —

Das war so recht das Individuum dazu, Schwächlinge unter uns Männern durch tyrannische Liebesblicke zu unterjochen und durch böswillige Schmeicheleien zu Grunde zu richten. Mein Entsetzen aber stieg zum Gipfel, als diese angenehme Megäre die Keckheit hatte, sich persönlich zu mir zu wenden und mich thatsächlich anzusprechen.

In diesem Augenblicke überkam mich das Gefühl vollständiger Vernichtung. Zwar raffte ich mich soweit zusammen, um ihr eine gänzlich unverständliche Antwort geben, und mich, durch einen hohen Wall von Austern flankiert, hinter zwei Bouteillen Chably verschanzen zu können. Aber das half nur materiell; in der Phantasie erblickte ich durch all diese Hemmnisse hindurch immer und immer wieder das Bild jener aufdringlichen Person, die es gewagt hatte, das Wort an mich zu richten, und mich in so dreist entgegenkommender Weise anzulächeln. Das verdarb mir jedes Vergnügen. — Nachdem sich am Schluß der Tafel die Damen erhoben und entfernt hatten, nahm ich meinen Freund beiseite und machte ihm die Mitteilung, daß ich sein Haus wieder verlassen müsse, eines wichtigen Geschäftes wegen, das ich vor meiner Abreise zu erledigen vergessen hätte. — Ich gab diesen falschen Grund für meine Abreise an, teils um in schonender Form auf seinen Verstoß aufmerksam zu machen, anderenteils um das erschütterte Zutrauen in meine eigene Charakterstärke vor ihm und den anderen anwesenden Freunden zu verbergen; denn dies Eingeständnis hätte mich lächerlich gemacht. Aber der Bösewicht wollte meinen Vorwand nicht gelten lassen, und drang so lange in mich, bis ich verzweiflungsvoll nachgab und blieb. —

Ich schlief in jener Nacht natürlich miserabel. Denn nach solchem Anfang schien mir aus dieser Geschichte nur ein Ende sich zu ergeben — der Verlust meiner Freiheit! Frauenzimmern wie diese Ora (schon der verrückte Name! Wenn sie wenigstens „Labora" geheißen hätte; aber freilich an Arbeit war bei der nicht zu denken!) — Frauenzimmern wie diese Ora Mellner gegenüber ist eben kein Mensch seiner selbst sicher!

Am nächsten Morgen wurde ich dadurch angenehm überrascht, daß mein Schreckbild gar keine Notiz von mir zu nehmen schien; und als ich auch während der übrigen Tagesstunden unbelästigt blieb, fand sich meine gute Laune einigermaßen wieder, und eine leise Hoffnung begann bei mir Platz zu greifen, daß ich mein Heim ebenso unverlobt wieder erreichen würde, als ich es verlassen hatte. Auch der zweite Tag verstrich ohne besondere Ereignisse, und dies wiegte meine gewohnte Wachsamkeit in Schlummer. Ich war ruhig — fast glücklich.

Der Abend war hereingebrochen und wir hatten uns zu den Damen ins Wohnzimmer begeben; ich freilich nicht, ohne mich in einer mir völlig gesichert erscheinenden Ecke zu verbarrikadieren. — Plötzlich aber drang ein feines Parfüm zu meinen Geruchsorganen und ein leises Rauschen umfing meine Sinne, darauf hörte ich dicht neben mir eine schändlich sinnberauschende Stimme in süßesten Tönen sagen:

„Wie freue ich mich, Sie einmal frei und bei guter Muße zu finden, Herr Bissing! Ich hätte gern einige Fragen an Sie gerichtet, die mir schon lange auf dem Herzen brennen, aber da ich hörte, daß Ihre Zeit auch hier auf dem Lande so sehr in Anspruch genommen ist — —"

Ich machte eine verzweifelte Anstrengung, mich aus meiner Ecke zwischen Ofen und Klavier aufzuraffen und die Flucht zu ergreifen, aber „sie" ließ mich nicht dazu kommen, sondern fuhr unbekümmert um meine steigende Unruhe fort:

„Wie unser liebenswürdiger Wirt mir sagt, sind Sie ein großer Freund und tiefer Kenner der Botanik und Geologie. Ich selbst interessiere mich ganz außerordentlich für diese Wissenschaften, und besitze auch eine kleine Sammlung von Pflanzen und Erzen, unter denen sich, wie ich glaube, einige recht interessante Exemplare befinden. Würden Sie nun, verehrter Herr Bissing, die Freundlichkeit haben, sich meine kleinen Schätze einmal anzusehen, und mir Ihre, die Meinung einer Autorität, darüber mitzuteilen?! —"

Trotz dieses wahrhaft schnöden Angriffs auf meine persönliche Sicherheit, gewann ich es doch über mich, eine kurze Entgegnung hervor zu stammeln, aus der nur allenfalls das Wort „Vergnügen" heraus zu hören war. Nach Erledigung dieser Formalität versank ich wieder in Schweigen, und hoffte damit den Ueberfall — den Zwischenfall, wollte ich sagen, beendet. Dem war aber keineswegs so; mit wahrhaft satanischer Kunstfertigkeit wußte sie mich in das Netz einer dreiviertelstündigen Unterhaltung zu verstricken, die mich schließlich fast noch mehr als die Person selbst interessierte. O Weiberfalschheit! O Männereinfalt!

Ich, ich mit meinen damals allerdings noch nicht so befestigten, oder besser: so versteinerten Grundsätzen, ich wurde im Laufe dieses Zwiegespräches förmlich warm; es bemächtigte sich meiner eine Art von kindlicher Freudigkeit, ein weibliches Wesen gefunden zu haben, mit dem man sich vernünftig unterhalten könne; und so ergab ich mich ihr auf Gnade und Ungnade. — Unglaublich, aber wahr: ich besichtigte am nächsten Tage ihre Steinsammlung, ihr Herbarium; ich sprach mit ihr über Eigenschaften und Wert dieser Sammlungen, und nach Ablauf von kaum acht Tagen waren wir in der That fast wie Kameraden.

Mein einziges Aergernis betreffs dieser neuen Bekanntschaft war — ein gewisser Lieutenant Hollbach, der zum ersten Male als Gast im Hause meines Freundes verkehrte. — Dieser eingebildete Repräsentant der bewaffneten Macht hatte sich's in den Kopf gesetzt, den Dritten im Bunde zu spielen und sich in unsere wissenschaftliche Diskussion einzumischen, von denen er absolut nichts verstand. Er hatte sogar einigemale die Unverschämtheit, mich inmitten meines Vortrages über die wichtigsten Erscheinungen der vaterländischen Flora zu unterbrechen, indem er mit nervenaufregender Plötzlichkeit zu uns trat und mich durch irgend eine absurde Frage oder eine fade Bemerkung aus der Fassung brachte.

Ich fing an, den Kerl zu hassen, und auch Ora ließ eines Tages während der Suche nach einer seltenen Farrenart die erfreuliche Anmerkung fallen, daß ihr dieser Mensch eine wahre Plage sei.

Etwa gegen den neunten oder zehnten Tag meines Besuches hin wurde ich nachdenklich. Wäre eine solche Lebensgefährtin, wie sie mir in Ora Mellner verkörpert erschien, nicht eigentlich höchst begehrenswert? Wäre es nicht ungeheuer nett, mit einer so hübschen jungen Dame über ein Lieblingsthema plaudern zu können und noch obenein Verständnis zu finden? Dergleichen alberne Fragen tauchten mit einer wahrhaft unverschämten Zudringlichkeit in meinem Hirn auf. Schließlich verstieg ich mich sogar zu dem Gedanken, wie gut mir Ora bei meinen wissenschaftlichen Forschungen behilflich sein könne; sie — ein Mädchen von so klarem Verstande, das mich auch jedenfalls in meinen Vereins- und Klubverpflichtungen nicht im geringsten behindern würde — — Aber halt! Wie, wenn sie dieses Interesse und diese Klarheit nur simulierte, um mich desto sicherer ins Netz zu ziehen?! Das war's! Nein, auf so plumpe Art wollte ich mich denn doch nicht fangen lassen! — —

An einem unglückseligen Tage — es war selbstverständlich ein Freitag, der mir ohnedies von jeher zuwider ist, obgleich ich mich frei von allem Aberglauben weiß! — an diesem Tage waren die übrigen Herren auf der Jagd; nur ich war zu Haus geblieben einer Fußverstauchung halber, die ich mir beim Suchen einer seltenen Wiesenblume für Ora (kaum glaublich, aber wahr!) zugezogen hatte. Nach der Tafel blieb ich mir selbst überlassen, und hatte bei einem Glase vortrefflichen alten Rauenthalers genügend Zeit zum Nachdenken. Unwillkürlich malte ich mir aus, wie ich im behaglich eingerichteten Landhaus als Hausherr lebte — mit Ora; ich stellte mir vor, wie ich des Morgens mit ihr durch Feld und Wald streifte, wie wir des Nachmittags gemeinschaftlich studierten und des Abends eine überaus geistvolle und lehrreiche Unterhaltung führten. Und diese Betrachtung versetzte mich in eine derartige Aufregung, daß ich trotz meines lahmen Beines vom Sofa aufsprang und mühsam die Treppe hinunterhinkte, um Ora aufzusuchen und sie zu fragen, ob sie meine Frau werden wolle.

Solche verrückte Streiche kann der Mensch begehen, wenn er nicht jeden Augenblick Herr seiner Gedanken und seiner Gefühle ist! Ich traf „sie" im Wohnzimmer und allein; die anderen Damen befanden sich auf dem Balkon. Der Zufall spielte also auch hier, wie so oft, den Gelegenheitsmacher. Glücklicherweise aber (oder wie ich damals sagte: leider!) hatte ich mir nicht überlegt, was ich sagen wollte. Ich hatte mich nie darum bekümmert, wie ein Mann unter solchen bewandten Umständen sich mit einer Person weiblichen Geschlechts ins Einvernehmen setzt.

Mein Gesicht muß wohl einen ziemlich befangenen und traurigen Eindruck gemacht haben, denn Ora blickte mich forschend an, und sprach dann in einer Weise zu mir, die ihre gewohnheitsgemäße Freundlichkeit noch übertraf. Das that sie jedenfalls, um meine Befangenheit zu verscheuchen! Instinktiv merkte ich, daß sie sofort „Ja" gesagt hätte. Aber selbst dieser richtige Verdacht konnte mich nicht davon zurückhalten, näher zu ihr heranzutreten, ihre Hand zu ergreifen und mit unsicherer Stimme zu beginnen: „Meine liebe (liebe!!) Ora, wie Sie bemerkt haben werden — das heißt, wie Sie wahrscheinlich wissen — oder ich will sagen: da es Ihnen jedenfalls nicht nur —"

In diesem Augenblick that sich die Thüre auf und herein trat der Lieutenant — ein Rettungsengel, den ich aber in meiner damaligen Verblendung durchaus nicht für einen solchen ansah. — Als er meine Verwirrung bemerkte — ich war bei seinem Eintreten natürlich rasch aufgesprungen und von Ora hinweg durch das halbe Zimmer gehinkt, lachte er ziemlich malitiös und meinte, er hoffe nicht allzusehr gestört zu haben, und Ora besaß Verstellungskunst genug, (auch natürlich!) ihn zu versichern, daß dies durchaus nicht der Fall sei.

Bald folgten ihm die anderen vom Balkon aus nach, und für mich war die Gelegenheit zu einer Erklärung vorbei — wenigstens für diesen Abend. Enttäuscht und ärgerlich (wo ich hätte aufjauchzen sollen!) begab ich mich in mein Zimmer. Hier kam mir plötzlich eine glorreiche Idee: ich wollte Ora meine Gefühle schriftlich mitteilen. Ein Brief, das war offenbar das Rechte! Auf dem Papier ließ sich entschieden die ganze

Lage der Dinge klarer entwickeln und faßlicher darstellen. Um in die nötige Stimmung zu kommen, ließ ich mir noch eine zweite „Rauenthaler“ aufs Zimmer bringen: Verurteilten pflegt man ja auch kurz vor der Exekution noch eine kleine Herzstärkung zu reichen! — und machte mich dann über Papier, Tinte und Feder her, um den betreffenden Uriasbrief für meine eigene Freiheit aufzusetzen. Selbstverständlich kam mir, nachdem ich den ersten Entwurf beinahe fertig ins Reine geschrieben, eine bessere Idee; ich zerriß also das Dokument meiner Thorheit und fing ein zweites an, das ich ins Feuer warf. In einer dritten Epistel nannte ich Ora ohne weiteres Geliebte, ein Ausdruck, der mir bei wiederholtem Lesen in der Familiarität doch zu weit zu gehen schien; ich fing demgemäß ein viertes Schreiben an, und so war denn binnen kurzem der Tisch und der Fußboden mit Briefresten völlig übersät. — Endlich aber kam denn doch ein Schreiben zu stande, mit dem ich zufrieden war, und nachdem ich es couvertiert und mit der Adresse, sowie mit der doppelt unterstrichenen Weisung „sofort zu besorgen“ versehen hatte, legte ich es auf einen Platz, wo der Diener es am nächsten Morgen unbedingt finden mußte, mich aber legte ich halb verrückt und ganz abgespannt zu Bette.

Am folgenden Morgen erwachte ich mit unsäglichen Kopfschmerzen. Ich forschte noch in halber Bewußtlosigkeit nach dem Grunde davon, und war im Begriff, die alleinige Schuld auf Quantität oder Qualität des genossenen Rauenthalers zu schieben, da fiel mein Auge auf die vor meinem Bett umhergestreuten Papierstücke, und alsobald durchzuckten die dichten Nebel meines Hauptes blitzartig der Gedanke an die am Vorabend begangene Thorheit. Ich zog alsbald an der Klingel, wie man eine Feuerglocke läutet, und mein Diener trat ein.

„Haben Sie heute Morgen einen Brief auf dem Tisch draußen gefunden?“ keuchte ich atemlos.

„Zu dienen!“ lautete die mit einer Mischung von Zutraulichkeit und guter Laune gegebene Antwort; „da „sofort zu besorgen“ auf dem Couvert stand, habe ich ihn auch sofort Fräulein Mellners Kammermädchen persönlich eingehändigt.“

Und dabei blinzelte mich dieser Schuft in wahrhaft empörend freundlicher Weise mit dem einen Auge an. Um mich aber nicht unnötigerweise noch heftiger aufzuregen, übersah ich diese Frechheit und stammelte nur ein mattes: „Gut, Sie können gehen!“

Was ich während der nächsten paar Stunden ausgestanden, lasse ich unberührt; es spottet eben jeder Beschreibung. — Den Rauenthaler, mich selbst und die Einrichtung der Ehe verwünschte ich in einem Atem. Jetzt erst kam mir es klar zur Erkenntnis, welche reichen Vorzüge meiner bisherigen Lebensführung ich gegen ein ganz unbekanntes Etwas zu vertauschen im Begriff stand! — Ich zweifle jetzt keinen Moment mehr daran, daß diese . . . Dame Ora im Grunde nicht um ein Haar besser oder auch nur anders sein würde, wie alle anderen ihres Geschlechtes.

Was aber war nun noch zu thun? Ich hatte ihr schriftlich einen formellen Antrag gemacht, und konnte nicht zurück, selbst wenn ich wollte.

Hin und wieder leuchtete freilich ein goldiger Hoffnungsstrahl in das Dunkel meiner Seele: konnte sie mir nicht einen Korb geben? Ich wußte aus Büchern und vom Hörensagen, daß Mädchen existieren, die einem oder dem andern Freier einen Korb gegeben haben. Freilich in meinem Fall war dazu gar keine Aussicht! Sie war arm — ich war reich. — Es stand fest: ich taumelte haltlos an den Abgrund der Bräutigamschaft — heute noch stürzte ich hinein — und in kaum einem Monat vielleicht —

Ich kleidete mich in vollständig fieberhaftem Zustande an. Nachdem ich damit endlich zu stande gekommen, klingelte ich meinem Friedrich abermals, und setzte diesen im allgemeinen nie außer Fassung zu bringenden Stoiker doch in einen verhältnismäßig hohen Grad des Erstaunens durch den Befehl, meine Sachen zu packen, und dieselben so schnell als möglich heimlich nach dem Bahnhof zu schaffen. Nach Erteilung dieses Befehls schlich ich leise die Treppe hinab; das Knarren meiner eigenen Stiefel machte mich zittern, und jedes leiseste Geräusch, das ich vernahm, trieb meinen Puls zu erneuter Geschwindigkeit. Endlich war ich glücklich unten, hatte den Seitenkorridor, in welchem die Damenzimmer lagen, gekreuzt, und war eben im Begriff, das Haus zu verlassen, als eine Stimme, die ich, ach! nur zu gut kannte, meinen Namen rief. — Es war natürlich „ihre“ Stimme!

Entsetzlicher Augenblick! Aber die Verzweiflung gab mir neue Kraft. Ich heuchelte Schwerhörigkeit, drückte die Klinke der Hausthür nieder, schlüpfte hinaus, schlug die Pforte hinter mir zu, und jagte nun die Straße hinunter dem Bahnhof zu, wohin mir mein treuer Friedrich nach wenigen Minuten mit dem Gepäck folgte. Zitternd, einem Verbrecher gleich, drückte ich mich in die Ecke meines Coupé's, zog den Hut bis über die Augen und drückte vor den unteren Teil des Gesichtes mein Taschentuch so fest, daß ich fast erstickt wäre. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und ich war — vorläufig wenigstens — gerettet. Der Sicherheit wegen reiste ich aber nicht direkt nach Haus, sondern fuhr gen Süden, um mich vor Ora's etwaigen Nachstellungen zu sichern und die Sache überhaupt etwas verbluten zu lassen. — — — — — —

Fünf Monate mochten seit meiner Flucht verflossen sein, und ich befand mich auf der Rückreise zur Heimat. Ich saß im Hotel Bauer zu Venedig und ließ mir eben das treffliche Diner an der Table d'hôte bestens behagen, als ein Name genannt wurde, der mich mit Entsetzen erfüllte. Ich wandte den Kopf ein wenig und — vor Schreck fiel mir die Gabel aus der Hand; denn nur wenige Plätze von mir entfernt hatten sich an der gegenüberliegenden Seite der Tafel Ora Mellner und Lieutenant Hollbach niedergelassen, denen man die Hochzeitsreise auf tausend Schritt ansah. Und diese selbige Ora hatte mir vor wenig mehr als einem Vierteljahr versichert, eben dieser Lieutenant, an dessen Seite sie jetzt saß, sei ihr eine wahre Plage! — Aber so sind die Weiber!

Das Pärchen erblickte und erkannte mich und wechselte bedeutungsvolle Blicke, die ich allerdings mehr fühlte als sah, da ich krampfhaft über meinen Teller gebeugt blieb, bis sämtliche Gäste die Tafel verlassen hatten.

Zwei Stunden später stand ich auf den Treppenstufen des Hotels und erwartete den Kellner mit der Rechnung, und die Gondel, welche mich zum Bahnhof führen sollte — denn natürlich konnte ich mit diesen Leuten keine Nacht unter demselben Dache bleiben! Plötzlich aber wurde auf dem Balkon dicht über mir, mein Name genannt — genannt von „ihrer“ Stimme, ich horchte auf, und wurde — halb widerwillig natürlich — Zeuge der folgenden Unterhaltung.

„Ja ja, Franz, leugne nur nicht, Du warst ganz ungeheuer eifersüchtig auf den armen alten Steinesucher!“

(Der arme, alte Steinesucher war selbstverständlich ich!)

„Eifersüchtig nun doch wohl so eigentlich nicht! Ich fand nur, daß Dein harmloses Interesse, das Mitleid, welches Du dem menschenscheuen alten Patron gegenüber an den Tag legtest, denselben irre führen konnte. Er hätte sich sonst den albernen Witz mit jenem Brief sicher nicht erlaubt.“

(Mein Brief — ein alberner Witz!)

„Hahahaha!“ klang da das silberne Lachen dieser abscheulichen Person zu mir herunter; „ja, dieser Brief ist doch das Komischste, was mir seit langer Zeit vorgekommen. Schickt mir da ein zierliches Couvert von Rosapapier mit der Aufschrift: „Sofort zu bestellen!“ und darin — eine unbezahlte Schneiderrechnung, deren Hauptposten die Aufbesserung eines Sommerrocks bildete, und die sonst nur noch aus einigen Kleinigkeiten bestand. Ich kann mir es nicht anders erklären, als daß der Mann ein bischen — übergeschnappt war!“

„Ein bischen?“ lachte der Held in Friedenszeiten hell auf; „ich halte den alten Burschen für total unheilbar . . .“

Weiter hörte ich nichts, denn die lieben Menschen schlossen die Balkonthür. Ich aber sprang in die soeben landende Gondel und drückte dem Schiffer noch ein paar Centesimi extra in die Hand, um nur schneller aus dem Gesichtskreis dieses sauberen, neuvermählten Pärchens zu kommen.

Glücklicherweise — für den Lieutenant — bin ich ihnen seither nie wieder begegnet, sonst hätte er sich mit mir schlagen müssen — dieser Patron! Die holde Ora aber ist mir doch eigentlich noch verächtlicher; sie hat sich die Geschichte mit der Schneiderrechnung natürlich nur aus Wut erfunden, um sich dafür zu rächen, daß ich sie habe sitzen lassen!

Und da behauptet dieser Goethe, der doch sonst ein ziemlich vernünftiger Mensch war:

„— Willst Du genau erfahren was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!“

Das ist wirklich nur damit zu entschuldigen, daß der Mann meine Geschichte nicht gekannt hat, sonst hätte er solches sicher nicht geschrieben.

Die Nacht.

Nacht ist wie ein stilles Meer,
Lust und Leid und Liebesklagen
Kommen so verworren her
In dem linden Wellenschlagen.

Wünsche wie die Wolken sind,
Schiffen durch die stillen Räume,
Wer erkennt im lauen Wind,
Ob's Gedanken oder Träume?

Schließ' ich nun auch Herz und Mund,
Die so gern den Sternen klagen,
Leise doch im Herzensgrund
Bleibt das linde Wellenschlagen.

J. v. Eichendorff.



Schloß Ambras bei Innsbruck. Dieses durch Erzherzog Karl Ludwig während seiner Statthalterschaft von Tirol 1856 bis 1858 restaurierte und mit Parkanlagen ausgestattete alte Schloß war einstens im Besitze des Erzherzogs Ferdinand, der dasselbe mit seiner Gemahlin, der Patriziertochter Philippine Welser aus Augsburg bewohnte, das Schloß nicht nur beträchtlich vergrößerte, sondern in demselben auch einen ganz außergewöhnlichen Schatz von Kunstgegenständen verschiedenster Art aufstapelte. Diese höchst wertvollen Sammlungen — insbesondere die prächtigen historischen Rüstungen, die eine große Seltenheit bilden, wurden 1800 aus Anlaß der Kriegsgefahren nach Wien geschafft, wo sie noch heute in der Hauptsache im kaiserlichen kunsthistorischen Museum jedermann zugänglich sind. — Seit der Restaurierung des Schlosses Ambras durch den genannten kaiserlichen Prinzen sind hier wieder aus den verschiedenen kaiserlichen Sammlungen Kunst- und historische Gegenstände übergeführt worden. Das ganze landesfürstliche Schloß Ambras, das schon den mächtigen Grafen von Andechs und Tirol zum Aufenthalte gedient hatte, besteht aus mehreren Gebäuden, unter welchen das sogenannte Hochschloß das älteste ist. Im Schloß wird das Badstübchen gezeigt, in welchem Philippine Welser durch

das Oeffnen einer Ader ermordet worden sein soll, während die schöne Augsburgerin eines natürlichen Todes am 24. April 1580 gestorben ist. K. St.

Was fehlt Dir, Großmutter? Still, in Gedanken verloren sitzt die Großmutter am Tische. Müde stützt sie das ehrwürdige Haupt in die Hand, abseits liegt der Strickstrumpf, dessen Nadeln noch vor wenigen Augenblicken in leisem Geräusch erklangen. Was ist's, daß sie so unthätig die Hand in den Schoß legt, sie, die doch sonst so unermüdlich ist? — Auch Lieschen, das Enkelkind, bemerkt die Schweigsamkeit der Ahne und teilnehmend fragt sie: „Was fehlt Dir, Großmutter?" Freilich erhält sie keine Antwort, die sie befriedigt. Wie sollte auch das junge Reis die Klage des morschen Baumes verstehen! Es ist das alte Lied, das schon den alttestamentlichen Prediger mit tiefer Trauer erfüllt: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Es ist auch bei der Großmutter nicht anders gekommen. Auch sie, die nimmer Müde fühlt die Last des Alters, auch sie bedarf des Ausruhens, Minuten stiller, innerer Sammlung, denn auch sie fühlt es, daß nun die Tage anbrechen und die Jahre herzutreten, von denen sie sagen muß: „Sie gefallen mir nicht." G. K.

Beim Gewehrreinigen. Auf Stube 43 herrscht fast immer ein fideles Leben. Unteroffizier Helbig ist ein gemütlicher Vorgesetzter. Die Leute drängen sich förmlich danach, in seine Korporalschaft zu kommen. Warum, das wissen sie selbst eigentlich nicht recht. Im Dienst ist Helbig strenger wie jeder andere, und auch sonst schenkt er seinen Untergebenen nichts. Aber er ist kein Nörgler und Querulant. Wenn der Dienst vorbei ist, dann gönnt er seinen Leuten auch eine Erholung und freut sich, wenn sie aus sich heraus gehen und den Kopf nicht hängen lassen. So auch heute. Die Felddienstübung ist anstrengend gewesen; sie hat manchen Schweißtropfen gekostet. Aber jetzt sind die Mühen vergessen und beim Gewehrreinigen, im leichten Drillichanzug wird nur noch von den angenehmen Erinnerungen geplaudert. „Weißt Du," meint der Gefreite Lehmann zu dem Musketier Baumbach, mit dem er zusammen das Gewehr auszieht, „die kleine Kathi in Erbenheim ist doch eine zu nette Krabbe. Hast Du gesehen, wie sie heute beim Hopfenpflücken erschrack, als unser Unteroffizier die Salve auf sie abgeben ließ?" — „Nu freilich," schmunzelte Baumbach, „aber neulich, im „lustigen Hecht" in Bierstadt hat sie mir doch besser gefallen. Da habe ich den ganzen Abend mit ihr getanzt und sie dann auch noch nach Hause gebracht, obgleich die Erbenheimer Burschen mir am liebsten die Jacke versohlt hätten." — „Du, sie nach Hause gebracht!" ruft Lehmann eifersüchtig, „na, da hat sie auch gewiß keinen Besseren gefunden. Aber einbilden brauchst Dir nix, wenn Du auch der reiche Baumbach bist. Ich habe heute einen Kuß von ihr gekriegt." — „Das lüg'st", ruft Baumbach entrüstet, „so eine ist die Kathi nicht." — „Was, Du willst mir nicht glauben! Steinbrink, Möller, habt ihr's nicht gesehen, daß sie mir heute im Hopfenfelde einen Kuß gegeben hat?" — Die beiden Eideshelfer lächeln verschmitzt. Sie haben freilich nur gesehen, wie der übermütige Gefreite der Kathi einen Kuß geraubt hat, als sie halb ohnmächtig vor Schreck über das schreckliche Geschieße in den väterlichen Garten flüchten wollte, aber sie sagen nichts. Ein bischen Schadenfreude können sie sich doch nicht verkneifen, denn sie finden ebenso wie ihre Kameraden, daß der „reiche Baumbach" mit den mütterlichen Wurstpaketen etwas zu knauserig umgeht. Und auch der Unteroffizier lächelt still in sich hinein, als er sieht, wie Baumbachs Finger sich mit krampfhaftem Zucken um den Gewehrlauf legen. Doch was hilft's; am Ende wird der Baumbach die Kathi doch heiraten, dafür ist er eben der „reiche Baumbach." Und schließlich gönnt sie ihm ein jeder aus der Korporalschaft. Aber so ein bischen Fopperei gehört nun einmal mit dazu beim Soldatenleben. Das würzt die Unterhaltung und kürzt die Arbeit; der Ernst des Dienstes dauert ohnehin lange genug. Und gerade bei solchen Unterhaltungen lernt der kluge Unteroffizier am besten seine Leute kennen. A. S.



— „Der Arzt meint, 's wäre gut für mich, wenn ich mir 'mal etwas Blut abzapfen ließe!"
— „Schön, sollen wir rasieren oder schröpfen?"



Durch die Blume. Neffe (zum Großonkel, der ihm Geld gegeben): „Besten Dank!" — Großonkel: „O, es hat mir ein Vergnügen gemacht!" — Neffe (das Geld betrachtend): „Aber, lieber Onkel, sehr vergnügungssüchtig scheinst Du nicht zu sein!"

Ausgedient. Student (zu seiner Wäscherin): „Warum nähen Sie keine Knöpfe mehr an meine Hemden?" — Wäscherin: „Ach, Herr Müller, an Ihre Knöpfe sollte man Hemden nähen!"

Theatereinnahmen in früherer Zeit. Wie gering sonst, d. h. in den Jahren 1740 bis 1760, die Theatereinnahmen waren, davon kann man sich jetzt kaum einen Begriff machen. Gar manche Vorstellung trug kaum 5—6 Thaler im reichen Hamburg ein, als die Mutter von Schröder 1742—1743 dort spielte. Eine Vorstellung gab nur 3 Thaler. Eine Einnahme von 110 Thalern war etwas außerordentliches. Diese, sowie eine von 200 und eine von 400 Thalern, kommt nur einmal in drei Jahren vor. Im Jahre 1743 hatten in 47 Spielwochen 190 Vorstellungen stattgefunden und diese in allem 3240 Thaler eingetragen. — Die Gagen waren damals gering; Schröders Mutter wurde von Schönemann entlassen, weil sie zu 2 Thaler Wochengage noch 12 Groschen verlangte; die Zahl der Mitglieder einer Gesellschaft war sehr klein, aber doch gelang es, trotz der kostspieligen weiten Reisen, bei solchen geringen Einnahmen und wenigen Unternehmern, sich durchzuarbeiten. St.

Signor Nicolini. Es gab schon im vorigen Jahrhundert einen berühmten Sänger, namens Nicolini. Derselbe war unter der Regierung Augusts des Dritten (1733—1763) an der königlichen Oper zu Dresden engagiert und zeichnete sich fast noch mehr durch seine außerordentlichen Körperformen als durch seine melodische Stimme aus. Nach Berichten von Zeitgenossen betrug die Länge dieses Phänomens nur 3 Ellen (2 Meter), der Umfang seines Bäuchleins dagegen $4\frac{1}{2}$ Ellen und einen halben Zoll (etwa 3 Meter). Sein Arm war 1 Elle $4\frac{3}{4}$ Zoll (0,78 Meter und sein Schenkel $1\frac{1}{2}$ Elle $1\frac{1}{2}$ Zoll (1,39 Meter) dick. Das Körpergewicht betrug 5 Centner 60 Pfund (280 Kilogr.) Zu seinem allerdings etwas „vollkommenen" Anzuge benutzte Signor Nicolini 14 Ellen (9,3 Meter, breitestes Tuch, und, waren es Seidenstoffe, 25 Ellen (16,6 Meter). Seine Beinkleider, die er nach damaliger Sitte aus „Kalmuck" anfertigen zu lassen pflegte, erforderten 11 Ellen (7, 3 Meter) Zeuch. Zu einer gewöhnlichen Thür konnte der dicke Mensch weder heraus- noch hereinkommen; daher mußte er vor mancher gastlichen Pforte wieder umkehren. Die Sonnenhitze fiel ihm äußerst beschwerlich; um sich derselben zu entziehen, hielt er sich in der warmen Jahreszeit meist in kühlen Gewölben, besonders in Kirchen auf. Dorthin bestellte er seine Freunde und Verehrer, die ihn sehen wollten. Als er, 54 Jahr alt, das Zeitliche gesegnet hatte, mußte sein Sarg quer auf einen großen Frachtwagen gestellt werden, weil er der Länge nach in kein anderes Fuhrwerk passen wollte. y.

Gemeinnütziges

Echte Goldsachen zu erkennen. Das einfachste Mittel, echtes Gold von einer Legierung zu unterscheiden, besteht darin, daß man einen gewöhnlichen Feuerstein so lange an dem zu prüfenden Gegenstand reibt, bis eine glänzende Metallfärbung auf ersterem zurückbleibt. Hierauf hält man ein brennendes, stark geschwefeltes Zündhölzchen an das Abgeriebene. Verschwindet dieses vom Feuersteine, so war der daran geriebene Gegenstand nicht von Gold. (Köhler's Wirtschaftsfreund.)

Vergesset der hungernden Vögel nicht! In jeder Haushaltung giebt es mehr oder weniger Abfälle an Brot-, Fleisch-, Fett- oder Speckteilen, die oft achtlos weggeworfen werden, aber zerkleinert ein herrliches Futter für die Vögel abgeben; ebenso finden sich in kaufmännischen Geschäften Reste von Körnerfrüchten und Sämereien, welche keinen besonderen Wert mehr haben, hungernden Vögeln aber hoch willkommen sind. Selbst im Kehricht der Produkten- und Samenhandlungen ist manches Körnchen enthalten, das, an richtiger Stelle gestreut, von den Vögeln aufgesucht und dankbar angenommen wird. Speckschwarten und Aehnliches sind am besten, wenn an Bäumen oder sonst gesicherten Orten aufgehängt, dagegen ist die Verabreichung nassen Futters zu unterlassen.

Kalte Füße. Sobald sich im Herbst die kühlen Tage einstellen, findet sich mit ihnen bei vielen Personen die Plage der kalten Füße ein. Es ist dies ein Uebel, welches nicht nur unbehaglich ist, sondern auch Erkältungen und infolgedessen ernste Krankheiten nach sich ziehen kann. Im Interesse unserer Gesundheit, und um allem Unwohl- und Kranksein vorzubeugen, müssen wir deshalb dieses unangenehme Uebel der kalten Füße zu beseitigen suchen. Dies geschieht am besten und einfachsten, wenn man die Füße allabendlich vor dem Schlafengehen mittels eines Schwammes mit kaltem Wasser abwäscht und sodann mit einem recht groben Handtuch, einem sog. Frottiertuch, ganz trocken reibt, wodurch sie bald warm werden. Ist man zu Bett gegangen, so wickelt man die Füße in ein recht warmes, wollenes Tuch ein, damit sie warm bleiben. Dieses so einfache Verfahren ist eine wahre Wohlthat, besonders für solche Personen, welche oft kalter Füße wegen nicht einzuschlafen vermögen. Beim Aufstehen am Morgen empfiehlt es sich, frische, rein wollene Strümpfe anzuziehen, welche viel wärmer halten, als schon ein oder mehrere Tage lang getragene Strümpfe. Stellt sich im Laufe des Tages die Plage der kalten Füße wieder ein, so scheue man nicht die Mühe, abermals frische Strümpfe anzuziehen und sich, wenn irgend möglich, durch Gehen Bewegung zu machen, um das Blut, das natürliche Erwärmungsmittel des Körpers, in Umlauf zu setzen und auch nach den Füßen hin zu treiben.

Arithmogriph.

4 7 3 10 8 7. Ein Fürstentum.
10 2 18 5 9 2. Ein männlicher Vorname.
3 10 3 1 12 3 15. Eine Stadt in China.
8 14 8 12 13 12 16. Ein weiblicher Name.
5 16 2 4 10 3 3. Ein männlicher Name.
16 9 18 16 2 6 16. Eine Muse.
11 18 9 18 18 15 10 2 18. Eine deutsche Haupt- und Residenzstadt.
18 7 9 13 7 3. Ein franz. Kriegshafen.
16 11 8 9 17 7. Eine spanische Silbermünze.
2 7 18 18 16 2 19 10 4. Stadt in Holland.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen eine Stadt in England; die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, geben ein Fürstentum. Paul Klein.

Charade.

Die Erste die besitzet Jeder,
Man überdeckt sie oft mit Leder;
Wenn sich dieselb' im Zorne rühret
Kräftig sie oft die Zweit' ausführet.
Das Ganze dir stets heilig sei,
Halte daran mit deutscher Treu.
Julius Falk.

Logogriph.

Es stürzt mit lautem Schall
Vom Berg herab ins Thal.
Vermehr' der Laute Zahl,
Ist's immer von Metall.
Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Nummer, Kummer, Hummer; des Homonyms: die beiden „ee".

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.